

„Wir haben praktisch das Gehirn
des Computers hergestellt.“

(GÜNTHER GOACH)

Günther Goach wurde 1957 in St. Stefan/Stainz als Sohn einer Bergarbeiterfamilie geboren. Während seiner Tätigkeit bei Siemens Villach (heute Infineon) lernte er seine Frau kennen. Gemeinsam haben sie eine inzwischen erwachsene Tochter und leben in Villach. Goach besuchte die Höhere Technische Lehranstalt in Graz mit Schwerpunkt „Gestaltendes Metallhandwerk“ sowie die Sozialakademie in Wien/Mödling. Seinen Präsenzdienst leistete Goach bei den Heeresfliegerkräften in Graz-Thalhof und Linz-Hörsching (Karo-As Flugstaffel/Bodenpersonal). Nach seiner Schulausbildung arbeitete er in verschiedenen Gewerbebetrieben und kam 1979 zur Siemens Austria nach Villach (ab 1999 Infineon Technologies Austria AG). Zwei Jahre davon verbrachte er bei Siemens in München. Sein großes Engagement für Arbeitnehmerrechte zeigte Goach bereits als Betriebsratsvorsitzender des Arbeiterbetriebsrates von 1984 bis 2005. Seit 2002 ist er Landesvorsitzender der Gewerkschaft Metall-Textil-Nahrung (seit 2009 PRO-GE) und Präsident der Arbeiterkammer Kärnten. Im November 2013 wurde Goach zum Bundesfraktionsvorsitzenden der Gewerkschaft PRO-GE gewählt.

Kindheit in einer Bergarbeiterfamilie –
die ständige Angst um den Vater

Ich komme aus einer Bergarbeiterfamilie und wurde in Sankt Stefan ob Stainz geboren. Dann bin ich in Sichartsberg, das war ganz ein kleiner Ort, dort wo das Elternhaus meines Vaters war, aufgewachsen, da haben wir eine Zeit lang gelebt. Und dann haben meine Eltern ein Haus gebaut in Ligist, in der Weststeiermark. Den Hausbau habe ich als Kind miterlebt. Mein Vater und meine Mutter haben praktisch vom Aushub weg – da hat es keinen Caterpillar gegeben – eigentlich alles selbst bzw. mit Nachbarschaftshilfe gemacht. Das war damals so, sonst hätte man

kein Haus bauen können. Der Vater war ja Alleinverdiener und bei drei Kindern konnte er keine Aufträge vergeben. Der Abstand zu meiner jüngsten Schwester beträgt 16 Jahre. Aber es wäre sonst nicht möglich gewesen, ein Eigenheim zu errichten. Als Kind war man in das Geschehen fest eingebunden und so habe ich meine Kindheit und Jugend in dieser Situation verbracht, bis ich angefangen habe, einen Beruf zu erlernen.

Mein Vater arbeitete 43 Jahre unter Tage im Kohlebergbau. Er war tätig im Karlschacht in Köflach bzw. in Zangtal in der Weststeiermark und hatte drei schwere Arbeitsunfälle. Meine Mutter war Hausfrau. In diese Arbeitswelt wurde man sehr früh sozialisiert. Der Bergbau war ja damals gerade in der Weststeiermark einer der wesentlichen Arbeitgeber. Die Familien waren davon abhängig und die Sicherheit der Bergleute stand nicht immer zum Besten. Ein prägendes Erlebnis war für mich als Kind – da bin ich in die Volksschule gegangen – eine sogenannte Schlammkatastrophe im Karlschacht in Köflach. Dort ist Schlamm eingedrungen und einige Kumpel sind im Rahmen dieses Arbeitsunfalles ertrunken. Glücklicherweise wurde mein Vater 14 Tage zuvor nach Zangtal überstellt. Das heißt, er hätte durchwegs dort drinnen sein können. Ich erinnere mich, als der Bundespräsident Jonas zum Begräbnis kam und wir als Kinder in der Schule am Bahnhof Bodendorf gestanden sind. Das war nicht weit entfernt, wo er durchgefahren ist, und wir sind mit rot-weiß-roten Fähnchen Bundespräsident schauen gegangen. Das ist eine Verbindung zu dem, was mein Vater gemacht hat. Auch die Tragik dahinter, dass Familien betroffen waren, deren Angehörige dort in der Schlammkatastrophe gestorben sind und mein Vater entkommen ist. Es ist ja immer irgendwas passiert. Im Bergbau ist ja alle zwei, drei Monate was passiert. Entweder gab es einen Toten oder einen Schwerverletzten usw. Meinem Vater hat es dreimal den Fuß abgeschlagen und es war einfach Glück, dass er davongekommen ist. Einmal sind im Schacht Stempel zusammengebrochen und er kam praktisch „nur mit Knochenbrüchen“ heraus. Ich sage das deshalb, weil das in der Familie angstvoll erlebt wurde und traumatische Wirkungen hatte. Da die Mutter Hausfrau war, wäre mit einem tödlichen Unfall des Vaters auch das Einkommen weg gewesen. Das hat die Familie durchaus beschäftigt.

Durch den Beruf des Vaters war ich auch mit Betriebsräten konfrontiert. Er war ja eine Zeit lang Ersatzbetriebsrat im Kohlebergbau und hat dann auch ein paar Kurse dort gemacht. Also mit den Aufgaben einer Belegschaftsvertretung hatte ich eigentlich sehr früh zu tun, weil der Vater natürlich immer davon geredet hat, was der Betriebsrat alles machen muss, damit die Situation der Leute besser wird. Die Situation war damals fürchterlich: Zunächst die Schlagwetter-Katastrophen, es gab zu wenig Unfallschutzmaßnahmen und dann ist noch die negative Arbeitsplatzentwicklung dazu gekommen. Im Kohlebergbau gab es wie im Lavanttal auch eine kräftige Rezession. Man hat dann zwar nach ein paar Alternativen gesucht, aber die blieben auf Dauer erfolglos. Zum Beispiel hat man einen Tagebau aufgemacht, man hatte dann das ÖDK-Kraftwerk, in dem sie den Kohlestaub usw. verwendeten. Aber letztendlich war der Bergbau dann irgendwann beendet. Das habe ich natürlich alles miterlebt und verfüge deshalb vielleicht über einen anderen Zugang zur Arbeitswelt, wie andere, die nicht so sozialisiert ist.

Gestaltendes Metallhandwerk hinter Klostermauern

Ich habe dann die Volks- und die Hauptschule besucht, in Ligist die Volksschule, in Krottendorf, zwei Kilometer entfernt, die Hauptschule. In der vierten Klasse machte ich die Aufnahmeprüfung für die HTL für „Gestaltendes Metallhandwerk“ in Graz und bestand diese mit Auszeichnung. Aber zu Hause entstand dann die Frage, ob ich die Schule überhaupt besuchen könne, weil die Mittel für die Fahrten vom Wohn- zum Schulort fehlten. Es war das Jahr 1971 – gibt es die Schülerfreifahrt nach Graz oder gibt es die nicht. Wir kamen mitten hinein in die Veränderungen. Mein Vater sagte: „Ja, du kannst gehen“, also die Familie hat das unterstützt, „aber wir können es uns nur dann leisten, wenn es diese Schülerfreifahrt gibt.“ Und Bruno Kreisky hat es noch in diesem Schuljahr umgesetzt, damit war der Schulbesuch und die Berufsausbildung gesichert. Ein Jahr darauf erhielten wir dann die freien Schulbücher und dann haben wir uns wesentlich leichter getan. Da war auch die andere Schwester schon da. Sie ist dann ins Gymnasium gegangen. Ich bin gependelt – das sind etwa 27 Kilometer in eine

Richtung, die bin ich täglich gefahren – mit dem Zug und dann mit der Straßenbahn. Das war an und für sich kein Problem mehr.

Als kreativer Mensch konnte man seine Neigungen in dieser Schule nicht nur ausleben, sondern die Schüler konnten die Kreativität dort auch beweisen, weil die verschiedensten Techniken gelehrt wurden. Wir haben umfassend Projekte gestaltet: Gold- und Silberschmiede, Kupferschmiede und all diese Dinge hängen damit zusammen. Und in den allgemeinen Unterrichtsgegenständen – das war auch prägend – hatte wir eine Professorin in der politischen Bildung, die neben anderen Schülern auch mich förderte und unsere Neigungen zur Politik, zur Demokratie und Zeitgeschichte erkannte. Das hatte mich immer interessiert, sodass ich damals schon den Entschluss fasste: Ich möchte in dieser Richtung etwas tun: Gesellschaftliche Mitwirkung, Gesellschaftspolitik insgesamt. Das hat mich immer begleitet, auch durch meine Erlebnisse, die ich zu Hause hatte. Es hat mich immer interessiert, etwas zu verbessern für jene, die es ohnehin schwer haben. Das war einfach geprägt durch die familiären Erfahrungen.

Nach dem Abschluss hatte ich mehrere Berufe, also ich konnte als Gürtler, als Goldschmied, als Silberschmied, Kupferschmied, da konnte ich überall arbeiten und auch das Gewerbe anmelden. Und so bewarb ich mich im Stift Seckau. Da war ich schon zuvor einmal als Ferialpraktikant tätig und kannte aus der zweimonatigen Tätigkeit den Betrieb. Das Kloster ist gesellschaftlich eine andere Welt. Ich habe dort erlebt, dass die Wertigkeit des Menschen in der Kirche letztendlich durch Hierarchien bestimmt wird. Du bist in eine Hierarchie eingegliedert. Ich hab dort natürlich klar in einer unteren Hierarchie angefangen – das war mir zuerst ja gar nicht so bewusst, aber dort wird das gelebt. Wobei ich die Zeit nicht missen möchte, weil ich dort sehr viel gelernt habe und auch sehr viel mitgenommen habe für meine heutige Tätigkeit. Eine grundlegende Erkenntnis erhielt ich während dieser drei Jahre in Seckau, die sich folgend ausdrücken lässt. Ich sagte mir: Wenn ich einmal eine Möglichkeit habe, Führungsaufgaben wahrzunehmen, möchte ich Menschen immer gleich behandeln. Und das oberste Prinzip fokussiert – das habe ich von meinem Vater – in dem Grundsatz: „Behandle Menschen so, wie du selbst behandelt werden möchtest!“

Die Architektur eines Klosters ist natürlich schon beeindruckend für einen jungen Menschen. Architektur ist ja sozusagen eine emotionale Sprache. Die Klosterhierarchie und die Architektur spielen ja auch bei der Präsentation nach außen eine Rolle. Als ich dort meinen Antrittsbesuch als Arbeiterkammerpräsident machte, wurden wir nicht in das Elitezimmer geladen. Ich war aber mittlerweile schon drinnen. Und zwar mit dem Zurbriggen – der Zurbriggen ist der Nuntius – da war ich zum Frühstück eingeladen, darum war ich in den Gemächern schon drin. Als ich dort hineinkam, waren einige Damen da, die serviert haben und ich bin dort hinein in den Frühstücksraum und hab sie persönlich begrüßt. „Das habe ich auch noch nie erlebt“, hat der Geistliche gesagt. Die Frauen sind dort zweitrangig und das ließ er sie spüren und diese Beobachtung war prägend fürs Leben. Wurscht, ob Frau oder Mann, aber ich möchte nicht so behandelt werden. Auf jeden Fall möchte ich zumindest begrüßt werden – das ist eine Wertschätzung, eine Selbstverständlichkeit. Aber im Kloster dort ist das so und aus dieser Beobachtung entstand auch eine gewisse Sensibilität.

Ich bin damals – weil Kunstgeschichte ist eine Leidenschaft von mir – in Verbindung zu Kärnten gekommen durch den Maler Herbert Boeckl. Es gibt im Stift Seckau eine Boeckl-Kapelle. Er hat dort die „Apokalypse“ gemalt. Für mich ist das ein absolut beeindruckendes Werk in dieser Kapelle, das es wert ist, immer wieder aufgesucht zu werden. Erst im vorigen Jahr war ich wieder dort. Über dieses große Kunstwerk gibt es ja auch ein eigenes Buch. In Seckau arbeitete ich naturgemäß überwiegend für den sakralen Bereich – Emailarbeiten und verschiedene andere Details. Wir haben dann verschiedene sakrale Dinge gestaltet, auch für Maria Zell, zum Beispiel die Kerzen-Krypta. Ich habe dort einen Lebensbaum hergestellt. Für den Kardinal König haben wir den Bischofsstab gestaltet, in Silber – die Stiftsgoldschmiede hat das damals hergestellt. Der Bischofsstab wird ja mit Gold ziseliert, dann wird er zusammengelötet und dann wird das alles so verarbeitet, dass man glaubt, das ist alles in einem Stück gemacht.

In der Goldschmiedewerkstatt waren sechs oder sieben Arbeitnehmer beschäftigt. Geleitet wurde sie von einem Bruder, das war Bruder Bernhard, ein ausgezeichnete Künstler, der vor allem in

der Steiermark bekannt war. Er hatte zuvor dieselbe Ausbildung an der HTL gemacht wie ich. Der wurde über 90 Jahre alt. Und die anderen, die Mitarbeiter, das waren alles weltliche Leute. Ich wohnte drei Jahre in diesem Kloster, hatte dort ein Zimmer, eine alte Zelle, die umgebaut worden war. Dieser Bereich wurde sozusagen für die zivile Welt geöffnet. Die Bezahlung und die Arbeitsbedingungen unterlagen dem Kollektivvertrag, aber ausschließlich diesem und das war dann auch ein Grund, dass ich mich auf die Suche nach neuen Möglichkeiten begab.

Rasante technologische Entwicklungen, die eine ganze Region erfassen

Ich bin dann nach der Kündigung im Kloster Seckau nach Villach in einen Privatbetrieb als Goldschmied gegangen. Ich war dort noch ein paar Jahre tätig – zwei/drei Jahre. Und unter anderem hat sich dann ergeben, dass ich dort einen Betriebsrat gründen wollte und aus diesen Gründen hat man mir zu verstehen gegeben, dass sie mich nicht mehr brauchen. Das war genau 1978. In dieser Firma hat auch meine Frau gearbeitet, aber ich hab sie dann erst später auf der Draubrücke näher kennengelernt – und bin jetzt mit ihr seit 32 Jahren verheiratet. Meine Tochter ist 31 Jahre alt und jetzt habe ich einen Enkel mit 10 Monaten.

Zu dieser Zeit wurden Leute für die Firma Siemens gesucht. Es war einfach der Entschluss zu treffen, weiter in meinem Beruf zu bleiben, den ich ja gern ausübte und in dem ich auch durchaus gute Ergebnisse gebracht hatte, oder sich grundsätzlich zu verändern. Ich bin dann zu Siemens gegangen und habe fast drei Jahre mit Unterbrechungen in Deutschland, in München mit dem Ziel gearbeitet, in Villach bei der Chipfertigung aufzubauen mitzuwirken, die es vorher nicht gegeben hat. Ich war zuerst ein paar Monate in Villach und dann haben sie Leute gesucht, da hab ich mich dafür beworben. Ich hab dort eigentlich als normaler Fertigungsarbeiter gearbeitet, im Schichtbetrieb, Nachtschicht mit allem drum und dran. Darum kenne ich auch diese ganzen Entwicklungen und Belastungen vom Ursprung her. Meine Laufbahn bei Siemens entwickelte sich vom Fertigungsarbeiter zum

Einrichter bis hin zum Fertigungsmeister einer großen Abteilung mit rund 200 Leuten; ich hab dann die Schichten geleitet.

Aber es war immer auch schon meine Ambition, für Leute etwas zu tun und ich wurde dann einmal angesprochen, ob ich nicht dem Betriebsrat angehören möchte. Ich war dann kurz Betriebsratsmitglied und dann bin ich aber gleich zum Vorsitzenden gewählt worden. Der Grund war, dass mein Vorgänger Personalchef geworden ist. Da war auch noch die Kollegin Renate Kaltenbrunner, die hat die Geschäftsführung gemacht und dann war die Wahl, die bei vier Listen überlegen für unsere Liste ausging. Danach war dann der Weg zum Betriebsratsvorsitzenden vorgezeichnet. 1999 entstand dann aus der Firma Siemens die Infineon. Vorher schon war ausgegliedert worden und 1998/99 ist dann der Halbleiterbereich aus Siemens ausgegliedert worden und ist dann zur Infineon firmiert. Ich war dann dort bis vor einem Jahr im Aufsichtsrat. Als ich in die Siemens im Jahre 1979 eintrat, da waren in Deutschland so um die 20/25 Mitarbeiter, in Villach waren insgesamt so um die 250 Personen, aber da war noch die alte Fertigung. Dann wurde das ganze aufgebaut in Richtung 500 Beschäftigte, dann waren es 600, dann waren es 700.

Zu Beginn hat es eine ganz einfache Dioden-Fertigung gegeben. Dioden wurden eingebaut in Fernseher, Radios usw. Also die normalen Nadel-Dioden wurden dort praktisch in Serie gefertigt. Da waren erst die Hallen 11, 12 und 13. Heute sind es neun Hallen. Dann war es so, dass ich eine Zeit lang in Schicht gearbeitet habe und dann kam der Beschluss des Vorstandes, eine Chipfertigung nach Villach zu bringen und dafür wurden Leute gesucht. In Deutschland hat es das bereits gegeben. Das war dann ein Produkt, das ursprünglich Intel entworfen hat und das Patent ist quasi von Siemens gekauft worden und dann hatten sie den 16-K-Speicher. Diese Fertigung wurde dann nach Villach transferiert und dann hat es die Entwicklung zum 64-K-Speicher gegeben und das war dann schon Hightech!

Bei dieser letztgenannten Fertigung hat es schon Reinräume mit der Reinraum-Klasse 100 gegeben. Heute haben wir zum Beispiel Reinraum-Klasse 1. Reinraum-Klasse 100 ist in einem Kubikfuß, das ist ein Würfel, muss man sich vorstellen, mit einer Länge von 33cm, dürfen maximal 100 Partikel, die bis zu einem

Mü sind, vorkommen – ein Mü ist ein Tausendstel Millimeter – und heute haben wir Reinraum-Klasse 1, das heißt, du darfst nur einen Partikel dort drinnen haben. Was nicht uninteressant ist: Die Elektronikfertigung ist x-tausendmal reiner als jeder Operationssaal. Das glaubt man oft nicht. Und das war natürlich der Eintritt in eine neue Welt, in eine neue Arbeitswelt. Zuerst haben wir noch mit den blauen Arbeitsmänteln gearbeitet und dann musstest du dich plötzlich bis auf die Unterwäsche ausziehen, das ist ja heute noch so, und haben dann die Beschäftigten die Reinraumkleidung bekommen. Mit einem Trainingsanzug drunter und einem Overall drauf bis hin zu Mundschutz und natürlich Haube, damit eben die Produktion auf höchstem technischen Niveau erfolgen konnte. Wir haben praktisch das Gehirn des Computers hergestellt. Und irgendwann hat es dann – das war dann in den 1990-er Jahren – ist man dann ausgestiegen von der Speicherfertigung hin zu anwendungsspezifischen Produkten, die heute in jedem Auto drinnen sind, ob das zunächst Airbags waren oder Steuerungselemente bis hin zu Navigationselementen. Einhergegangen ist das Ganze auch mit einer Entwicklung in der Produktion. Ursprünglich war Siemens mit der Dioden-Fertigung eine verlängerte Werkbank von München, und mit dem Eintritt der Chip-Fertigung ist ein paar Jahre später das Entwicklungszentrum entstanden, mit kleinen Einheiten. Diese bestanden zunächst aus ein paar Leuten, die die Entwicklung gemacht haben. Heute sind alleine in der Entwicklung über 1000 Kollegen beschäftigt, die reine Designer und Entwickler sind. Das war wie eine Keimzelle. Deshalb sage ich: Verlängerte Werkbank zuerst und dann ganz langsamer Aufbau. Als wir das erste Design-Center eröffnet haben, kam Wissenschaftsminister Tuppy gegeben und der hat in seiner Rede nicht vom Ingenieurs-Nachwuchs gesprochen, sondern vom „Ingenieurs-Auswuchs“. Das war natürlich ein Freud'scher Versprecher. Das hat einige Heiterkeit hervorgerufen.

Aber aus heutiger Sicht muss man sagen – auch in Verbindung mit der Gewerkschaft –, dass es Siemens bzw. Infineon heute überhaupt gibt, ist maßgeblich darauf zurückzuführen, dass ein Leopold Wagner, ein Erwin Frühbauer, die Bürgermeister Resch und Mörtl die Dinge seinerzeit mit Beschlüssen politisch forciert haben und auch gute Beziehungen zum damaligen Dr. Wolfsberger, dem

Generaldirektor der Siemens AG Österreich, unterhielten. Fröhbauer war ja auch maßgeblicher Gewerkschafter als Vorsitzender des ÖGB in Kärnten. Die haben das nachdrücklich betrieben, auch durch entsprechende Förderungen, also durch eine Förderpolitik. Ausgangspunkt war der Niedergang der LAKOG in St. Stefan im Lavanttal. Die Siemens hätte ja ursprünglich, und das ist auch evident, nach Wolfsberg kommen sollen. Nur durch die erwähnten Politiker ist es dann eines Tages dazu gekommen, dass man entschied: Machen wir eine Fertigung in Villach. Das diese dann so eine Entwicklung gemacht hat, das konnte damals niemand voraussehen.

Dieser ganze Strukturwandel war ja auch sozial nicht ganz unproblematisch. Als ich in Deutschland war, hat Siemens noch an den Telegraphen gearbeitet. Das war eine hochtechnische Arbeit, bei der über 4000 Personen gearbeitet haben. Von heute auf morgen, durch die Erfindung der Elektronik usw., waren die weg. Das waren Spezialisten und die erlebten binnen kürzester Zeit einen technischen Strukturwandel, der sich gewaschen hat. Das ist schon eine riesige technische Evolution. Und Villach hat da eine ziemliche Lücke geschlossen. Villach hat quasi partizipiert, weil in Deutschland ging es hinunter und bei uns ging es hinauf. Im Augenblick der Veränderung weiß der Strukturwandel-Betriebsrat nicht, in welche Richtung die Entwicklung stattfinden wird. Wir waren ein paar Mal vor der Situation, dass das Werk in Villach geschlossen wird. Dann hat es aber immer neue Produkte gegeben und Villach hat es immer zustande gebracht zu überzeugen. Der Unterschied zu Philips lag auch darin, dass in Villach immer die Stadtpolitik und auch die Landespolitik sehr stark dahinter standen und auch immer persönliche Beziehungen aufrecht erhalten haben, um das Werk zu unterstützen. Das verläuft halt auch über informelle Kontakte auf Vorstandsebene. Das war aus meiner Sicht in Klagenfurt weniger der Fall als in Villach. Und da wurde in Villach bis hin zu Bürgermeister Helmut Manzenreiter weit-sichtige Wirtschaftspolitik betrieben. Das muss man ganz offen sagen. Und heute hat das Werk über 3000 Beschäftigte.

Was auch noch zählt, ist natürlich das ökonomische Umfeld, das ohne Infineon keinen Nährboden hätte. Allein über 80 Spin-offs, das sind Firmen, die sich ausgehend von der Infineon

angesiedelt haben, entstanden. Das heißt, es hat mehr als eine regionale Bedeutung. Das ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, gar keine Frage. Da gibt es beispielsweise eine Firma, die Firma Ortner, die zunächst ein normaler Installationsbetrieb war und die sich zu einem Hightech-Betrieb entwickelt hat und nun auf der ganzen Welt jene Reinräume verkauft, die hier in Villach erarbeitet wurden. Der war Installateur in Seeboden – der hat halt bei uns zugearbeitet. Oder der Betrieb, in dem meine Frau beschäftigt ist, die machen Hightech-Produkte und zwar Messgeräte für die Computer-Chips. So ein Chip muss ja eine gewisse Geschwindigkeit haben, damit der Strom durchfließen kann und das muss auch gemessen werden. Die machen die Produkte dazu.

Oft warne da Diplomingenieure, die ein paar Jahre bei uns arbeiteten, dann haben sie selbst eine Firma gegründet. Infineon hat dann viele Firmen bei deren Gründung unterstützt. Das sind heute Zulieferer. Viele liefern aber genauso nach Asien. Das ist eine Flächenwirkung, die eigentlich von dieser Siemens-Geschichte ausgeht. Das ist auch aus meiner Sicht für Kärnten ein Modell, das internationale Bedeutung hat. Es sind noch riesige Entwicklungspotentiale da. Wenn man nun unsere Lehrwerkstätte betrachtet, die wir dort angesiedelt haben, partizipiert dieses Modell natürlich vom Gesamterfolg. Es kommt nicht von ungefähr, dass der ÖGB jetzt die Lehrwerkstätte mehr selbst führt, aber Villach mit strategischen Partnern auf neue Beine gestellt hat. Ich weiß schon, dass man das unterschiedlich sehen kann, aber als Villacher sehe das sehr günstig vor allem für die Jugendlichen, die hier auf eine künftige Arbeitswelt vorbereitet werden. Vor allem sind die in der Lage, Hightech-Ausbildungen in Anspruch zu nehmen. Dieses Modell hat sicher Schrittmacherfunktion.

Auch die Verknüpfung mit der Universität in Klagenfurt verläuft spannend. Es wurden sechs Stiftungslehrstühlen eingerichtet. Das funktioniert in einigen Bereichen recht gut, in anderen weniger. Aber auch das ganze Fachhochschulwesen, zum Beispiel im technischen Bereich, das wir in Villach haben, wurde durch Siemens/Infineon begründet und hat sich daraus erst entwickelt. Im Technologie-Park Villach (TPV), war ja ursprünglich die Papierfabrik, und heute ist er ein Hightech-Campus mit Fachhochschule. In der Infineon ist zum Beispiel die Firma Lentik drin

mit rund 100 Ingenieuren und Diplomingenieuren. Die wurde vor zwei Tagen von Intel gekauft. Und die haben etwas vor, wenn sie das machen. Wie man hört, gibt es dort nochmals eine Breitenwirkung. Die werden dann zwar rausgehen aus der Infineon, die Konkurrenzverhältnisse werden natürlich auch verschärft, aber auf der anderen Seite belebt es das Geschäft. Und solche Entwicklungen wären ohne so eine Stammfirma wie Siemens/Infineon nicht möglich.

Die Wechselwirkungen zur Kommune

Villach ist heute eine Stadt mit rund 60.000 Einwohnern und du hast hier – was sehr interessant ist – im Schnitt Menschen aus 42 Nationen, die dort arbeiten, vorwiegend in der Entwicklung. Da gibt es einen Technologieaustausch, also Menschen, die das technische *Know how* haben, das du am Kärntner und am österreichischen Markt nicht bekommst. Das wird auch zugekauft. Etwa im Fertigungsbereich kommt die Hälfte der Anbieter aus dem Villacher Umland, einige auch von weiter weg, aber im Schnitt stammen sie aus dem Villacher Umland. Das heißt, dass alle partizipieren. Und das ist, glaube ich schon, sehr beachtenswert.

Bereits in der Gründungsphase war die Stadt mit entscheidend. Die sind ja damals sogar nach Deutschland gefahren mit Wagner, der damalige Bürgermeister Mörtl, und haben die Leute gefragt: „Wer braucht Wohnungen?“ Und sie haben dann ein eigenes Wohnbauprogramm aufgesetzt, damit man den Familien gute Wohnmöglichkeiten anbieten konnte. Diese kommunalen Aufgaben kennen keinen Stillstand. Gegenwärtig ist es die internationale Schule, die jetzt in Velden betrieben wird, und der internationale Kindergarten, der voriges Jahr eröffnet wurde. Sie wären auch nicht entstanden, wenn nicht die Firma Infineon diese Strukturen intensiv eingefordert hätte. Ich war immer stark eingebunden in diese urbanen Entwicklungen. War stets auch Adressat von Wohnungsanfragen – da besteht vielleicht auch ein Zusammenhang mit Bleiberg und anderen umliegenden Regionen. Das sind ja Schlafgemeinden geworden und nach einer gewissen Zeit sind die Leute gekommen und wollten nicht mehr pendeln. Sie sagten, „ich will eine Wohnung haben“. Der Bedarf

ist im Wohnbau sehr gestiegen, aber es ist gemeinsam mit der Stadt gelungen, dass wir die Leute weitestgehend innerhalb von zwei Jahren mit Wohnungen versorgen konnten. Natürlich mit möglichst günstigen, leistbaren Wohnungen. Das vollzog sich über den gemeinnützigen Wohnbau. Es hat sogar am Anfang Starthilfen von der Infineon gegeben. Und die ganzen anderen Geschichten, der ganze Kulturbereich usw. wurden natürlich auch bereichert. Ich war eine Periode im Gemeinderat, was mir zwar nicht behagte, aber ich habe die Fäden natürlich immer von draußen gezogen, weil es einfach wichtig war, einen gewissen Kontakt zur Stadt zu pflegen. Die vorwiegenden Anliegen im Kommunalbereich sind: Wohnung, Schule, Kindergarten. Da ich dort gewohnt habe, hatte ich natürlich die notwendigen Kontakte in die Bevölkerung. Im Sportverein werden auch immer gesellschaftspolitische Dinge erörtert. Es geht ja auch immer darum: Kannst du für den einen Job schauen, kannst du für den einen Kindergartenplatz schauen, kannst du für den eine Wohnung schauen usw. Das ist ja die Verknüpfung, die in dieser urbanen Struktur ganz selbstverständlich gepflegt wird.

Natürlich ist aus der Belegschaft immer wieder das Erfordernis gekommen: „Wenn ich jetzt da bleibe, dann bräuchte ich jetzt eine Wohnung und wir brauchen einen Kindergartenplatz.“

Oder oft geht es auch darum, dass der Partner eine dement-sprechende Beschäftigung bekommt und dann brauche ich auch für die Kinder eine entsprechende Unterbringungsmöglichkeit. Da waren wir natürlich immer erste Anlaufstelle und haben auch, glaube ich, nicht wenig bewirkt. Auch im Neubau: Es ist zum Beispiel sogar ein neuer Kindergarten auf unsere Initiative hin im Stadtteil Peralp gebaut worden. Wobei man sagen muss: Die Kommune war unseren Anliegen gegenüber immer sehr offen.

Da haben die Bürgermeister immer geschaut, dass wir wirklich schnelle Verfahren hatten, teilweise bevor der Bescheid draußen war, haben wir schon gebaut. Und das war etwas, das in Deutschland Aufsehen erregt hat, weil das sonst nirgends möglich war. Damit hatte Villach natürlich einen Startvorteil, weil da waren keine langen Behördenwege usw. Wenn der Helmut Manzenreiter gesagt hat: „Fangt's nur an, ich mach das schon“ – das hat gegolten! Aber das kannst du nur mit einem starken Bürgermeister machen.

Ich hatte mit Helmut immer eine gewisse „Hassliebe“, wir haben uns sehr oft duelliert. Aber die Wertschätzung und der Respekt waren da – und ich habe gestaunt, dass er mich zu seinem 25-jährigen Bürgermeisterjubiläum gebeten hat, die Laudatio zu halten. Er ist eben eine starke Persönlichkeit und er hat immer gewusst, was er tut. Ich meine: Klagenfurt redet von der Eishalle, Villach kriegt sie; Klagenfurt hat vom Kongresshaus geredet, Villach hat gebaut; Klagenfurt redet vom Hallenbad, Villach hat es gebaut.

Es wäre in Villach nicht möglich in der Form, wenn wir nicht wirklich den entsprechenden Bildungsnachschub hätten, ob das HTL-Absolventen sind, ob das Abgänger von den Fachhochschulen sind – also diejenigen, die eine technische Richtung einschlagen, sind sehr stark gefragt und die müssen nicht lange warten.

Arbeiterkammer

Die Entwicklung zur Arbeiterkammer verlief dann so, dass ich zunächst Kammerrat war, dann wurde ich Vorstandsmitglied der Arbeiterkammer – da bin ich dann über die Gewerkschaft delegiert worden, allerdings war ich nie Vizepräsident. Mein Vorgänger im Amt des Arbeiterkammerpräsidenten, Josef Quantschnig, hat mich im Jahre 2000 zu einem Vieraugengespräch gebeten und mir eröffnet, er würde es gut finden, wenn ich ihm in dieser Funktion nachfolge. Ich sagte ihm: „Ich überlege mir das“, denn ich hatte ja eine gute, stabile Position bei der Infineon. Und dann habe ich gesagt: „Ja, aber wenn ich das mache, dann möchte ich das mit vollem Herzen machen, also ohne Geplänkel. Wenn ihr der Meinung seid, dann mach ich das und wenn ich entdecke, dass es Widerstände gibt, dann mache ich es nicht.“ Josef Quantschnig ist nach ein paar Wochen wieder gekommen und sagte, er will das und ich antwortete ihm, dass ich es machen werde und bin dann schrittweise aus der Infineon ausgestiegen. Da gab es einen Stufenplan, der das regelte und bin seit Oktober 2002 wählte mich die Vollversammlung zum Präsidenten der Kärntner Arbeiterkammer – 80 Jahre, nachdem diese sehr wichtige Einrichtung gegründet worden war.

Um nochmal auf die Kunst zurückzukommen: Ab und zu besuche ich befreundete Menschen in der Kunstszene, so zum

Beispiel Hans Staudacher und auch Valentin Oman. Ihn schätze ich sehr wegen seiner malerischen Ästhetik in den Zyklen. Mir gefallen diese Farbvariationen – der Rot-Zyklus, jetzt macht er alles in Rostfarben. Valentin Oman ist 80 Jahre alt und vielleicht ist die Verbindung zu ihm bemerkenswert: Dort, wo in Ossiach das Feriendorf des Verbandes für Sozialtourismus stand, waren Plastikreliefs von Oman, eigentlich Betonreliefs. Die sind immer heruntergefallen und irgendwann wurden sie heruntergenommen. Dann wurden sie zum Meister Campidel zum Restaurieren gebracht.

Und ich hab den Sohn vom Campidel gut gekannt, weil er auch bei Infineon gearbeitet hat. Und ich lese in der Zeitung: Campidel vor dem Konkurs. Dann rufe ich die Astrid an, die dort Geschäftsführerin war, und sag zu ihr: „Hast du mir nicht gesagt, dass diese Oman-Reliefs bei dir oben sind.“ Und sie meint: „Ja, die sind hier heroben.“ Also mussten wir aufpassen, wenn der in Konkurs geht, dass das nicht in die Konkursmasse hineingeht. Und dann hab ich mit Wien telefoniert, mit dem Büro von Kollegen Rudi Hundstorfer, aber die Ausrede war, dass sie es nirgends unterkriegen. Und dann ist es doch irgendwie gelungen, die haben es zusammengepackt und in der Lehrwerkstätte irgendwo deponiert. Und das Interessante ist, ich wollte es ja zuerst in der Kammer in Villach aufstellen, das hat aber nicht gepasst. Nun wurde das Kunstwerk bei der neuen Lehrwerkstätte untergebracht und der zweite Teil in Klagenfurt bei der Kelag, gegenüber der Landesregierung. Und den Valentin Oman hab ich dann zur Eröffnung eingeladen in die Lehrwerkstätte, da hatte er eine riesige Freude.